

Gabrielle C. J. Couillez

Die Rückkehr der Störche

Die bewegte Jugend
des Georg Wilhelm Schimper



**Hier finden Sie einige Impressionen passend
zu Wilhelms Geschichte**

www.verlag-waldkirch.de/pics/Stoerchel.pdf

Titelbild: Mannheimer Schloss, Postkarte,
Archiv Verein Stadtbild Mannheim e.V.
Satz & Gestaltung: Verena Kessel

ISBN Taschenbuch	978-3-86476-096-9
ISBN E-Book EPUB	978-3-86476-646-6
ISBN E-Book PDF	978-3-86476-647-3



Seit 1542

Verlag Waldkirch KG
Schützenstraße 18
68259 Mannheim
Telefon 0621-129 15 0
Fax 0621-129 15 99
E-Mail: verlag@waldkirch.de
www.verlag-waldkirch.de

© Verlag Waldkirch Mannheim, 2017

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags.

Gabrielle C. J. Couillez



**Die bewegte Jugend
des Georg Wilhelm Schimper**

Verlag Waldkirch

Mensch,
wem sonst, außer dir selbst, erwartest du in anderen Menschen
zu begegnen?
Du selbst bist Himmel und Hölle
Du selbst bist Hell und Dunkel
Du selbst bist Engel und Teufel
Du kannst nichts anderes im anderen finden als deine eigenen
unerfüllten Erwartungen, solange du sie nicht selbst erfüllst.
Kein anderer Mensch kann dies für dich tun.
Denn du selbst bist Schöpfer und Zerstörer deines Lebens
Du selbst bist alles
Du selbst besitzt alles
Du bist nicht einsam – du bist all-ein-s!
Wenn du dies annimmst und darauf vertraust,
BRAUCHST du die Menschen nicht mehr!
Und begegnest Gott in dir...

(G.C.J. Couillez)

Kapitel 1

Silvester 1817

Die blanken Kacheln des großen Ofens in der guten Stube strahlen die Hitze der glühenden Holzscheite im Innern wieder, die er gemeinsam mit dem Knecht den ganzen Tag lang gesägt, gespalten und gestapelt hat. Jetzt wärmen sie wohligh seinen schmerzenden Rücken und schenken ihm die Geborgenheit, die er so sehr, besonders in diesen Tagen, vermisst. Wilhelm hat seinen Kopf mit dem struppigen, flachsblonden Haarschopf zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Er träumt sich nach Hause, nach Mannheim, zu seinem um ein gutes Jahr älteren Bruder Karl und zu seiner Mutter. – Ach, seine hübsche Mutter mit ihren melancholischen Augen! Sie würde ihm jetzt mit ihrer zarten Hand seinen Scheitel glatt streichen und ihn mit matter Stimme wegen seiner vom Wind zerzausten und vom Sägemehl staubigen Mähne tadeln: Wilhelm! Was sollen die Leute von mir denken, wenn meine Buben unordentlicher als die Bäckerkinder aus der Nachbarschaft herumlaufen. Vergiss nicht, wer wir sind! Auch wenn wir uns nur diese kleine Mansardenwohnung und eine tölpelhafte Dienstmagd leisten können, sind wir immer noch von Adel. Ich leide schon genügend unter der Schmach, dass euer Vater sich von mir hat scheiden lassen. Bereitet wenigstens ihr mir keine Schande...

Wilhelm setzt sich wieder aufrecht auf die Ofenbank und befühlt dabei heimlich das steife Papier in seinem Hosensack. Dass ihm der Brief nur nicht doch noch aus der ausgerissenen Ecke am Hosensack herausspitzt, wenn er möglicherweise gleich aufstehen muss, um dem Onkel und dem Großvater noch eine Maß Bier aus dem Wirtshaus zu holen! Die Verwandtschaft seiner Mutter ist schrecklich neugierig und würde nicht ruhen, bis sie die Zeilen seines Bruders nach ihrer Fassung gedeutet hätte. Er muss sich mit dem Lesen

gedulden, bis er sich für einen Moment alleine in die Schlafkammer der Kinder zurückziehen kann. Ohne seine lästigen, kreischenden kleinen Cousinen, die bei jeder Gelegenheit um ihn herumhüpfen, und ohne seine eifersüchtig über ihn wachenden älteren Vettern. Dies war das Beste am heutigen Brennholzmachen, dass er die Post für den Freiherrn von Furtenbach vor seiner Tante abfangen konnte.

Einträchtig sitzen die Großeltern und ein paar der Geschwister seiner Mutter hier beisammen, um heute gemeinsam feierlich das alte Jahr zu verabschieden, während einer seiner Onkel zum hundertsten Male in diesem Monat erzählt, wie er dem Waldhüter ein Schnäppchen geschlagen hat, damit der ihn beim „Besorgen des Christbäumchens“, das fast bis zur Stuckdecke ragend die Stubenecke schmückt, nicht ertappte. Die Kinder suchen indes noch das letzte Zuckerwerk und die Gebäckkringel von den unteren Zweigen des Weihnachtsbaumes zu erhaschen. Nur noch die rotbackigen Äpfel und die Walnüsse sind neben den Strohsternen, dem Rauschgolddengel auf der Spitze und den neu ausgetauschten Kerzen, die sich verzehrend ihr honigsüßes Aroma verbreiten, übriggeblieben.

„Das Abhauen der Maien, es geschehe, um Kirchen, Häuser und freie Plätze damit zu zieren oder zu anderem Behufe, zur Pfingstzeit oder sonst, ingleichen das Abhauen junger Tannen, Fichten und Kiefern zur Weihnachts- oder anderer Zeit wird schlechterdings untersagt.“ Alle lachen schallend, als der Großvater mit erhobenem Zeigefinger, gespielter Strenge und übertriebenem Hochdeutsch – das seinen fränkischen Akzent nicht überdecken kann – dieses neue Gesetz zitiert.

Der Duft aus dem Ofen in der Küche verrät, dass der Karpfen bald gar ist. Wilhelm freut sich besonders auf die Salzkartoffeln mit Butter und die Meerrettichsoße mit Sahne.

„Bass’ doch aaf!“, keift die Köchin die Magd an, als die mit ihren Holzpantinen in der Eile versehentlich den Eimer mit den Küchenabfällen umstößt. Scheppernd rollt dieser über den gefliesten Boden bis an die Türschwelle zum Flur. Durch die offenstehende Tür sieht Wilhelm ein paar perlmuttfarbene Karpfenschuppen herausfallen und erinnert sich an die Erzählung seiner Mutter über den glücksverheißenden Brauch, sich diese vom Silvestermahl in sein Portemonnaie zu stecken. Er will auch eine an seinen Bruder schi-

cken, denkt er und schnellt von der Ofenbank, um der Magd mit dem Eimer zu helfen.

„Ich bring ihn rüber zu den Schweinen“, bietet er sich an und eilt nach draußen.

„Georg Wilhelm! Wasch der dei Händ, wenn'd z'ruckkummscht, hülfst dann beim Tischdecke“, ruft ihm die Großmutter aus der Stube hinterher. „Und kämm dei Hoar aus, du machst mer den ganze Teppich dreckerd!“

Die miefige Wärme des Schweinestalls schlägt Wilhelm entgegen, als er den Eisenriegel zurückschiebt und den Eimer mit den Kartoffelschalen, schimmeligen Brotkanten, die nicht mehr für in Kaffee Eingebrocktes zum Frühstück taugen, und den Fischschuppen in den Trog kippt. Die zwei aufgeklaubten Karpfenschuppen legt er vorsichtig auf einen Sims neben der Tür. Seinen ausgerissenen Hosensäcken kann er sie nicht anvertrauen.

Ihm bleibt nicht viel Zeit. Man wartet auf ihn mit dem Tischdecken und sein ewig hungriger Magen knurrt auch schon. Aber wenigstens einmal kurz überfliegen will er den Brief von daheim. Ungeduldig reißt er den Umschlag auf. „Nürnberg“ steht da unterstrichen vor dem Datum des zweiten Tages nach Heiligabend! Und Wilhelm lächelt über diese Andeutung Karls, mit der er ihm wohl zeigen will, dass er in Gedanken bei ihm ist.

„Lieber Bruder! Sonderbar wird es Dir scheinen, dass ich zu Mannheim mit Nürnberg, den 26. Dezember, dies überschreibe; allein ich weiß es doch. Du aber überschreibst Deinen Brief ganz in Deiner Unschuld mit Mannheim, da Du doch über 55 Stunden davon bist, welches uns sehr zu lachen machte, als ich's bemerkte. Dass Du bei Gölers als unter alten Bekannten bist, ist mir lieb; indes mache Du ihnen nicht zu viele Kosten, führe Dich gut auf, sauf nicht zu viel Kaffee und werde nicht zu dick.“ – Wilhelm ist froh, die Zurückgezogenheit des Schweinestalls um sich zu haben, denn er hat sich nun schon mehrmals selbst beim lauten Auflachen erwischt. – *„Ein andermal mach in Deinen Briefen keine solchen Bocksprünge und schreibe alles nach der Ordnung!“*, liest Wilhelm weiter und denkt bei sich, dass Karl nicht weiß, wie es ist, wenn man heimlich in kurzen Etappen schreiben muss. *„Du schreibst, Du äßest bei Gölers schon drei Tage hintereinander und schliefst nun auch bei*

ihnen; das kommt mir lustig vor.“ – „Besser bei dieser einfachen Handwerkerfamilie in Lauf als bei den Großeltern hier in Reichenschwand“, kommentiert Wilhelm halblaut und fühlt sich wieder wie ein Klotz am Bein seiner Familie. Er weiß ja, dass es sich die Furtenbachs auch nicht auf Dauer leisten können, den Sohn eines ihrer fünfzehn Kinder bei sich aufzunehmen, da sie durch die Kriege mit Napoleon und die folgenden Reformen ihren Reichtum eingebüßt haben. Aber er hat sich bei ihnen dennoch mehr Nestwärme erhofft.

„Du klagst darüber, dass es in Nürnberg so tot sei; bei uns ist es nur noch lebendiger. Drei Mal hat es gebrennt, in drei Tag allemal um acht Uhr. Im Kleinen Rhein war kein Tropfen Wasser mehr, im Neckar blieben mehrere Mal große und kleine Schiffe sitzen. Noch gibt es gar kein Eis, es schneit heute zum ersten Male. Da ich mir unterdessen sieben rosshaarene Schnüre gemacht hatte, ging ich mit einer Schnur von fünfzig Haaren, dreifach gedreht, an den Neckar hinters Deurers und fing dort einen Hecht von – ist's möglich – von elf Pfund, den ich mit Hilfe eines alten Mannes, der Holz aufflas, herauszog.“ Wilhelm schnalzt anerkennend mit der Zunge.

„Dass Du mir ja in Deinem Grimm die alten, schwarzen Häuser aus Quadersteinen nicht umwirfst!“ Wieder muss Wilhelm über diese treffende Bemerkung seines Bruders bezüglich seines innerlich angestauten Unmutes laut auflachen. Er kennt ihn eben gut, der Karl. Im Geiste sieht er seinen großen Bruder mit dessen wasserblauen Augen vor sich, wie er ihn verschworen angrinst, sein rundes Gesicht von blonden Locken umrahmt, die sommersprossige Haut auf der Nase kräuselnd und dann den Finger warnend auf die schmalen Lippen legend, wenn sie wieder einmal gemeinsam einen Streich ausgeheckt hatten...

„Wenn es jetzt in der Nürnberger Gegend nicht schön ist, so wird's im Sommer desto schöner sein. Wage Dich auf dem Eise nicht; schreib mir: sind die Schlittschuhe gut? Woher hast Du sie? Wo läufst Du auf ihnen? – Dass Du in dem fingerdicken Schnee im Odenwald nicht versunken bist, nimmt mich heut' noch wunder! Du bekommst neue Schuhe, höre ich. Wenn sie Dich drücken, lass sie über den Leis schlagen! Wohl verstanden.“ Wilhelm blickt hinunter auf seine schönen, neuen Schuhe, die er zu Weihnachten bekommen hat, und bewegt seine Zehen darin. Nein, das schwarze Leder drückt

ihn nicht. Die Tante hat den Schuhmacher beauftragt, sie größer zu machen, da der junge Bursche mit seinen dreizehn Jahren noch im Wachstum sei und sie nicht das Geld habe, ständig neue Schuhe für den Sohn ihrer Schwester Meta machen zu lassen. Und der Schuhmacher hat sich geflissentlich daran gehalten, um seine hochwohlgeborene Kundschaft nicht zu verstimmen. Selbst mit zwei Paar dicken Socken scheuern sie ihm noch beim Gehen über die Fersen, dass er Blasen bekommen würde, hätte ihm die Großmutter nicht noch ein paar Einlegesohlen aus mehreren Schichten von Großvaters alter Zeitung ausgeschnitten. Trotzdem sind sie so schön mit ihrem glänzend schwarzen Leder, denkt Wilhelm und poliert mit ein wenig Spucke einen Lehmfleck weg, bevor er seine Augen wieder auf das raschelnde Briefpapier in seiner anderen Hand richtet.

„Heute Nacht ist hier der Kleine Rhein, in dem tags zuvor kein Wasser war, sechs Schuh gewachsen, so dass die Mühl geht. Das Neckar- und Rheinwasser sind beide ganz gelb. Die Angeln magst Du nur behalten. An Deinem Geburtstag will ich Dir Wunderdinge schicken. Wenn Du mir schreibst, schreib das ‚Du‘ groß, hörst Du, und nicht klein!“ – „Eitler Pfau“, lacht Wilhelm. „Du bist kaum älter als ich und musst dich immer als großer Bruder aufspielen!“

„Auch schreibe mir nimmer von Mannheim aus. Wir erhielten Deinen Brief am 26. Dezember. Die Lebkuchen waren schon verzehrt, ehe ich die Antwort schrieb.“ – Ja, die Lebkuchen vom Christkindelsmarkt waren lecker, erinnert sich Wilhelm und schreckt auf, als er die Stimme des Onkels ungeduldig seinen Namen über den Hof rufen hört. – „Nur noch wenigstens den Schluss“, hastet Wilhelm über die akkurate Schrift seines Bruders ans Ende: *„...Einen Gruß vom Ofenputzer, vom Schornsteinfeger, vom Kärcher Diffené, vom Herrn Brandel und von Deinem Bruder...“* – Ah, und noch schnell den Satz in der Handschrift von der Mutter: *„Carl fing einen großen Hecht von elf Pfund!“*

„Ach, Mutter“, seufzt Wilhelm wehmütig. „Ich würde jeden Tag einen für dich fangen, wenn ich nur bei euch daheim in Mannheim wäre...“



Februar 1818

„3a (-5ab)“, murmelt Wilhelm halblaut vor sich hin, ohne tatsächlich über die Lösung seiner Hausaufgabe nachzudenken. Er kaut am hölzernen Ende seines Griffels, während sein Blick von der Schiefertafel vor ihm auf dem Tisch weg durch die Eisblumen auf dem Fensterglas nach draußen schweift. Die langen Gardinen sind zur Seite gerafft, um den letzten Rest Tageslicht in den Raum zu lassen, das vom Schnee auf den umliegenden Dächern bläulich reflektiert wird und das Weiß der geklöppelten Spitzen an den Vorhangschößen hell leuchten lässt.

In Mannheim hat es noch nicht einmal gefroren, wenn er den Worten seines Bruders Glauben schenken darf, und hier ist es so kalt wie seit sieben Jahren nicht mehr. Bei Herzogsreut sind zugleich fünfzehn Knaben im Eis eingebrochen und ertrunken und hier ebenso einer, so dass es ihm untersagt ist, seine Schlittschuhe anzuziehen und zur Pegnitz zu gehen und ihm somit nichts anderes übrig bleibt, als den Rest dieses klaren Tages in der Stube zu hocken.

Das weiche Holz seines Griffels beginnt süßlich zu schmecken und Wilhelm besinnt sich wieder auf seine Mathematikaufgabe. Drei a mal – Klammer auf – minus fünf ab ..., hämmert es in seinem Kopf und es will ihm nicht gelingen, seine Gedanken bei den Termen mit Variablen zu halten. Stattdessen legt er den Griffel beiseite und holt die Hechtgräte aus seinem Federkasten, die Karl ihm von seinem Elfpfänder geschickt hat. Filigran und doch von einer stabilen Zähigkeit liegt sie im Halbrund in seiner Handfläche. Man könnte sie für eine fein geschnittene Elfenbeinnadel aus dem fernen Afrika halten... Mannheim erscheint ihm in diesem Moment ebenso unerreichbar weit weg wie der schwarze Kontinent, von dem der Lehrer in der Schule so viel Aufregendes zu erzählen weiß. – Bald ist der Geburtstag seines Bruders und er hat kein Geschenk für ihn. Wilhelm hofft, dass Karl nicht allzu sehr darüber enttäuscht sein wird. Vielleicht ist er auch mit dem Halstuch, der silbernen Medaille und den zinnernen Kreuzern, die er ihm zu Neujahr geschickt hat, fürs Erste zufrieden. – Wilhelm ächzt, die Augen immer noch auf die weißen Zeichen auf seiner Tafel gerichtet, aber in Gedanken seinem Bruder über die Schulter blickend, wie er ihm vom Kran-

kenbett aus mit der linken Hand, statt wie gewohnt mit rechts, einen Brief schreibt. – Nein, Karl wird nicht zufrieden sein. Er wacht ja bereits eifersüchtig darüber, dass er der Mutter nicht mehr Briefe schreibt als ihm. Aber was soll er denn erzählen, was er nicht schon der Mutter mitteilen möchte? Es gibt hier keine Abenteuer zu erleben. Schon gar nicht alleine – ohne Karl...

Sein Bruder kann wenigstens zum Fischen gehen; ihm aus Mannheim berichten, dass der Wind dort eine Chaise von der Brücke in den Rhein geworfen hat und der Kaufmann, der darin fuhr, an der Mühlau, wo er eben untergehen wollte, gerade noch herausgezogen wurde; wie der Rhein in Mannheim sicherlich zugefroren wäre, wenn die Kälte dort noch zwei Tage angehalten hätte und Karl mit ihren gemeinsamen Freunden oft am Ufer stand und zusah, wie die großen Stücke Eis angeschwommen kamen und die Fährleute kaum übersetzen konnten; dass die große Ziegelhütte im Käfertaler Wald abgebrochen wurde, der Wald zwischen dem Rhein und der Frankfurter Chaussee in diesem Winter viel abgenommen hat und, dass sich nichtsdestoweniger eine Rotte von zwölf Wildschweinen und etliche Rehe darin aufhalten. Karl hatte zugesehen, wie sie zwei Wildschweine mit zehn großen Hunden fingen und der Wirt von den Häusern am Damm beide mit seinem langen Messer totgestochen hat. Sein Bruder kann ihm schreiben, dass ihr Lehrer aus dem Großherzoglichen Lyceum schon zwei Wochen schwer erkrankt ist. Doch wie sollte er ihm von der Schule hier berichten, da Karl keinen von seiner Klasse hier mehr kennt und sich auch nicht vorstellen kann, wie es ihm unter dem einen oder anderen Lehrer ergeht. Seit Wochen schlägt ihm der neue Pauker immer wieder mit dem Rohrstock auf die Finger, wenn der junge Schimper seinen Rechenweg nicht klar darlegt oder auch nur bei einer Erklärung des Lehrers die Augenbraue hebt. Der hat ihn schon seit Anbeginn nicht leiden können.

Morgen, so beschließt Wilhelm, wird er sich die Hände mit Zwiebelsaft einreiben. Wenn der Lehrer dann wieder mit dem Rohrstock auf seine Hand schlägt, wird die so anschwellen, dass er nicht mehr schreiben kann – und der Pauker bekommt es mit der Angst zu tun...

„3a (-5ab) ist gleich -15 a²b“, krakelt Wilhelm mit dem Griffel auf den schwarzen Schiefer und eine Träne verwischt eine der Ziffern.

Frühjahr 1818

Bald ist Ostern und sein Bruder wird sich am Palmsonntag aufmachen, um gemeinsam mit einem Freund nach Landau zu marschieren. Und von dort aus wird Karl über Weißenburg ins Elsaß zum Pfarronkel Franz Wilhelm und ihrem Lieblingscousin, der auch Karl heißt, nach Offweiler gehen. Wie er seinen Bruder beneidet! Selbst um die knapp dreißig Stunden Fußweg! Auch er wäre viel lieber bei der Familie seines Vaters als bei diesen bornierten Furtenbachs! Aber der Pfarronkel hat selbst viele Kinder und unterstützt zudem noch die Mutter, damit sein älterer Bruder etwas Rechtes lernt. Da bleibt für ihn nichts mehr. Besonders, da die Zeit der Hungersnot nach den sommerlosen Jahren 1816 und 1817 mit ihren landesweiten Missernten noch nicht ganz überwunden ist. Sogar die Großeltern mussten viel Vieh, auch die Pferde, notschlachten lassen.

Wilhelm blinzelt in den blauen, wolkenlosen Himmel. Das Gras unter ihm auf dem Damm an der Pegnitz, auf dem er bäuchlings vor seiner Zeichenmappe liegt, ist feucht und kühl. Es hat kaum zu wachsen begonnen. Dennoch wartet Wilhelm voller Sehnsucht darauf, hoch oben am Firmament einen Schwarm Störche zu erblicken, deren weißes Gefieder silbrig in der Sonne glitzert, so dass die schwarzen Schwungfedern noch mehr auffallen, wenn sie weiter zu ihren Nistplätzen in die Heimat ziehen.

„Sicherlich lässt sich auch ein Adebar hier im Flusstal bei Lauf nieder“, überlegt Wilhelm, „dann kann ich ihn malen, wenn er mit seinen langen, roten Beinen über die Wiese stakst, und dem Karl als Gruß schicken.“

Doch statt der Storchenschnäbel hört er vom gegenüberliegenden Ufer nur das Klappern der Drahtziehermühle und Hammerschmiede an der rasch dahinfließenden Pegnitz, deren Stromschnellen in spitz zulaufenden Mustern kleine Wellen auf der Wasseroberfläche aufwerfen. Vorläufig wird er sich wohl mit dem Motiv des mittelalterlichen Wenzelschlosses auf der Insel im Fluss begnügen müssen.

Ein freudiges Lächeln erhellt Wilhelms längliches Gesicht, als er eben, da er die Stiftspitze wieder zum Zeichnen auf das Papier aufsetzen will, einen Marienkäfer noch schlaftrunken über sein Blatt tapsen sieht. An den Beinchen und auf seinem Rücken kleben noch

Körnchen der feuchten Erde, aus der er offenbar gerade gekrochen ist. Er scheint den Knaben aus den beiden weißen Flecken auf dem schwarzen Schildpanzer hinter dem Kopf anzustarren, wenn es die Augen und nicht nur eine Täuschung wären. Doch Wilhelm weiß, dass diese an dem winzigen, nach unten gerichteten Köpfchen sitzen, über das der Käfer sich gerade mit einem Vorderbeinchen wischt. Der Knabe beschließt, lieber dieses lustig rote Krabbeltier mit seinen sieben schwarzen Punkten zu malen und macht sich eifrig daran, das Insekt möglichst detailgetreu mit all seinen kleinen Fühlern und Mundwerkzeugen und den Widerhaken an den Füßen zu treffen, bis der Käfer seine Deckflügel öffnet, die zarten Hautflügel darunter entfaltet, einen Moment zum Aufwärmen in die Sonne hält und dann lautlos in den lichten Himmel entschwindet.

Wilhelm sieht ihm nach, bis er den dunklen Punkt aus den Augen verliert. Dann vervollständigt er seine Zeichnung, soweit er dies noch aus dem Gedächtnis vermag, und setzt in möglichst ordentlicher Schrift eine Widmung für seinen Bruder darunter. Karl beklagt sich immer über seine unleserlichen Briefe.

Ein spitzbübisches Lächeln huscht über das Gesicht des Knaben und er holt ein weiteres Blatt aus seiner Mappe und beginnt zu schreiben: „*Müster, grasiger, abscheulicher Karl!*“ – Karl wird sich fürchterlich aufregen, wenn er begreift, was die Worte bedeuten sollen! – „*Sieh es nur noch einmal an, es heißt so*“, setzt Wilhelm darunter und lacht laut über seinen Streich. Er ärgert sich schließlich auch bisweilen über die Aufschneiderei in den Briefen seines Bruders. Wiewohl es auch nur im Spaß sein soll, wenn der ihm über seine ausgeschnittenen Bildchen sagt, er könne doch nichts Besonderes und selbst wenn, würde es ihm übel anstehen. Schreibt er einmal etwas in einer anderen Sprache, dann lästert Karl, er habe dies gewiss nur von der Grammatik abgekupfert! Solche Bemerkungen geben Wilhelm doch jedes Mal einen Stich in die Brust. Haben sie sich denn auch im Herzen schon voneinander entfernt? Hat Karl ihre enge Verbundenheit in der Kindheit vergessen, als sie sich beide dicht aneinandergedrängt unter dem Tisch versteckten, wenn der Herr Papa in seinem Suff wütend brüllend über die Mutter hergefallen ist? Oder als er dem Karl in der Schule die Zehn Gebote hinter vorgehaltener Hand zuflüsterte, damit der nicht den Rohr-

stock des Lehrers auf dem Hosenboden zu spüren bekam. Und wie sie heimlich die abgebrannten, langen Schwefelhölzer, mit denen die Magd am Abend die Leuchter anzündete, sammelten, spalteten und in dünne Splitter rissen, um dann in unbeobachteten Augenblicken, entgegen dem strengen Verbot der Mutter, zu zündeln. In der Verschworenheit zweier unbelehrbarer Lausbuben beobachteten sie begeistert, wie sich die feinen Föhrenholzsplitter, die, je feiner sie waren, nur desto schöner brannten, rasch und ringelnd um sich selbst drehten, sobald sie nur noch glühten. Nur zu gerne betrachteten sie, wie Papierstreifen zu Asche wurden und er gibt innerlich zu, dass er selbst der Wildere von ihnen beiden war. Aber das änderte sich schlagartig mit dem großen Brand des Sauerbeck'schen Hauses, der sich mitten durch ein ganzes Quadrat hindurch erstreckte und dessen ungeheure Flammen, die durch die Vorräte an Spirituosen dieser größten Weinhandlung Mannheims genährt wurden, vom Mansardenfenster ihrer Schlafkammer aus in der Nacht ein schreckliches Schauspiel boten. Damals hatte sie der helle Lichtschein aus dem Schlaf gerissen und sie hielten sich gegenseitig ängstlich an der Hand und schworen sich, nie wieder gegen der Mutter Verbot zu verstoßen.

Wilhelm wird schon alleine bei der Erinnerung daran noch ganz mulmig und er kratzt sich verlegen über alle seine daheim begangenen Streiche am Kopf. Sie fallen ihm samt und sonders wieder ein und drücken auf sein Gemüt. Vielleicht auch deshalb hat die Mutter ihn von ihren beiden Söhnen ausgewählt. Manchmal hatte er es gar zu toll getrieben und es wird nicht ohne Grund gewesen sein, dass die Mutter ihn im Zorn bisweilen schimpfte, er wäre genau wie sein Vater und sähe ihm nicht nur rein äußerlich ähnlich. Karl grinste dann immer selbstgefällig, denn ihm kann man die Abstammung von der Familie ihrer Mutter nicht streitig machen. Und darauf legt sein Bruder besonderen Wert. Das Geschlecht der Freiherren von Furtenbach wiegt in diesem Fall schwerer als das der Familie seines Vaters, der Burgverwalter und Landschreiber Schimper. Obwohl auch diese ein Wappen führen. Da hat Karl zweifellos den Dünkel der mütterlichen Patrizierahnen geerbt. – Unwirsch trommelt Wilhelm mit dem Bleistiftende auf das noch ziemlich leere Briefpapier. – Weiß Gott, er hat die Mutter und den Karl gern! Doch was soll er

ihnen schreiben, ohne sie über diese Trennung ebenso verdrießlich zu stimmen, wie er es ist? Außer über umgefallene Postwagen weiß er nichts zu berichten.

Einst hatte der Karl noch mit ihm geweint, als er vom Hund des Försters gebissen worden war. Oder sie hatten sich gemeinsam wie verrückt über den Fang des jeweils anderen beim Angeln gefreut. Die nächsten Wochen wird sein Bruder zu ihrem geliebten Pfarronkel Schimper nach Offweiler gehen und er, Wilhelm, sitzt hier an der Pegnitz fest.

Sommer 1818

„Dich find mer wohl alleweil am Wasser, Wilhelm.“

Erschrocken über die unerwartet von hinten an ihn gerichteten Worte zuckt der Bursche zusammen, dass sich das Erbeben seines schlaksigen Körpers bis in die ins Wasser gesenkte Angelschnur fortsetzt.

„Guten Abend, Herr von Haller“, grüßt Wilhelm ehrerbietig mit einem tief verneigten Kompliment, nachdem er hastig die Angel zur Seite gelegt hat und auf die Füße gesprungen ist.

Der Gemahl seiner ältesten Tante grunzt wohlwollend hinter seinem bis auf die Brust reichenden ergrauten Bart und lächelt seinem Neffen freundlich entgegen, als der den Kopf wieder erhoben hat und seine Augen den Freiherrn überrascht anblicken.

„Scho' woas g'fange?“, brummt Herr Haller von Hallerstein am Mundstück seiner Pfeife vorbei und grinst schadenfroh.

„Nein“, gibt Wilhelm beschämt zu. In Mannheim wäre sein Eimer niemals so leer geblieben wie an dieser verfluchten Pegnitz. Er könnte seinem Bruder genauso gut wieder alle seine Angeln schicken. Hier sind sie nutzlos.

Aus der langen, bis zum Bauch des Oheims hinunterreichenden Pfeife steigen dünne aromatische Rauchfahnen. „Welche Fisch stellst denn nach?“

„Im Grunde ist mir das gleich. Ich will sie mir nur anschauen, ihnen beim Schwimmen in meinem Eimer zusehen, ihre Haut befühlen.“

„Ah, a Forscher, dem's wurscht is, ob seine Zähn woas zum Beißen krieg'n!“, lacht der Oheim mit sonorer Stimme.

„Wenn's ein kapitaler Bursche für das Abendessen wäre, hätte ich, sowie sicherlich auch meine Gönner, die Familie Göler, nichts dagegen. Ich möchte niemandem zur Last fallen.“

„Des iss brav. Aber mit dem Werkzeug wirscht do nix ausrichten, mei Bua. In unsere schnellfließenden Gewässer gibt's nur Äschen und Forellen. Do braucht's eine andere Technik als die deine.“ Wieder zieht der Freiherr an seiner Pfeife und Wilhelm betrachtet verlegen schweigend seine Schuhspitzen.

„Soag', wie hast dich denn oiglebt hier bei uns?“, spricht der ihn um zwei Köpfe überragende Mann nach einer Weile weiter, während der er verträumt seinen Blick über die Wasseroberfläche schweifen lässt. „Bist scho a echter Franke gwordn?“

„Ein Franke werde ich wohl nie, mein Herr Onkel.“ Der Knabe flüstert beinahe und wagt es kaum seinen Blick zu heben, denn in seinen Augen könnte eine Träne des Heimwehs verräterisch glänzen.

„Du wirst di aber wohl oder übel drin ei'finden müss'n. Nürnberg is jetzt dei Heimat. Doch hascht ja noch kaam was von unserm schöner Land gsehn. Es is an der Zeit, dass du die Gegend und die herrliche Landschaft kenna lernscht, dann wirscht's a mögn. Hast koa Luscht zum Wandern?“

„Wie sollte ich? Ich kenne doch kaum jemanden außer Euch, die Großeltern und die Tanten. Und keiner hat Zeit für Müßiggang. Ich kann ja nicht aufs Geratewohl loslaufen“, erwidert der Bursche nicht ohne Aufsässigkeit in der Stimme und in seinen blauen Augen.

Der Freiherr nimmt seine Pfeife aus dem Mund und lacht darüber. Dann packt er den Knaben bei der Schulter und blickt ihm verschwörerisch ins Gesicht. „Moagst net mit mir in dem Sommer a wenig durchs Land ziehn? Die Schul is vorbei. Der Ernst des Lebens fangt bald für dich oa und i bin oan alter, g'langweilter Beamter außer Dienst, der mol a bisserl a Abwechslung braucht.“

Für einen Moment zweifelt Wilhelm noch an seinem Glück und zögert mit der Antwort. Schließlich ruft er begeistert aus: „Mit dem größten Vergnügen!“

Unbeschwert und fröhlich waren seine letzten Tage mit Herrn Haller. Das Pfeifenrauchen hat er ihm beigebracht und eine Zigarre spendiert. Einige Flaschen Frankenwein haben sie gemeinsam verkostet, schlüpfrigen Witzen im Wirtshaus gelauscht und unzüchtige Lieder gesungen, wenn es gar zu steil bergauf ging und die Beine nicht mehr mitmachen wollten. Allerdings kann diese schöne Zeit nicht über den Wermutstropfen hinwegtäuschen, der nun gegen Ende der Sommerfrische Wilhelms Erinnerung an ihre gemeinsamen Tage trüben wird. Schon seit Pfingsten hatte er gehnt, dass die Familie ihn nicht weiter zur Schule gehen lassen wird. Die Bücher und besonders seine Kost und Logis sind ihnen zu teuer, als dass sie dies länger als nötig für ihn aufwenden würden. Als Argument dient ihnen sein nur weniger als mittelmäßiges Zeugnis. Dass er aber nur deshalb so schlechte Schulnoten vorzuweisen hat, weil ihm die häuslichen Verpflichtungen, die man ihm täglich auferlegt, kaum Zeit zum Lernen lassen, will keiner hören. Und mit Heimweh im Herzen sind die mathematischen Formeln, die Geschichtsdaten und Gedichte auch nicht gerade leicht in den Kopf zu kriegen. - Wenigstens auf das Verständnis und die Unterstützung des Herrn Haller von Hallerstein hatte er noch zu hoffen gewagt. Doch der ist ja nur ein angeheirateter Onkel und hat darum wenig in der Familie Furtenbach zu sagen. Außerdem konnte Wilhelm auch wohl kaum erwarten, dass dieser sich für ihn soweit aus dem Fenster lehnt, dass er am Ende die Kosten zum größten Teil würde alleine übernehmen müssen, so sehr sich Wilhelm dies auch gewünscht hatte. Deshalb drückt ihn jetzt ein Kloß der Enttäuschung im Hals.

Mit weit ausholenden Schritten, seinen Spazierstock schwingend, marschiert der Onkel neben ihm. Von ferne hört man die Glocken der weidenden Kühe. Lauf ist nicht mehr weit. In Hersbruck werden sie ein letztes Mal in einem Gasthaus zum Mittag einkehren. Fünf Tage waren sie gemeinsam auf Wanderschaft. Fünf Tage fern von Pflicht und Gehorsam, die Wilhelm sehr genossen hat – bis zu diesem Morgen, als ihm der Onkel eröffnet hat, was die Familie für den jüngsten Sohn seiner Schwägerin Meta beschlossen hat. – Ein schönes Geburtstagsgeschenk!, erzürnt sich Wilhelm innerlich.

„Da hülft dir a koa Schnauben durch deine Nasenlöcher wie oan aufgscheuchter Drache“, scherzt sein Oheim nun zu allem Unglück

über ihn. Doch über dessen folgenden freundlichen Nasenstüber muss Wilhelm schließlich doch lachen und seine Wut ist wie weggeblasen. – Was bleibt ihm auch anderes übrig, denkt er sich in sein Schicksal fügend, und eine Lehre als Mechanikus ist nicht das Übelste...

„Ehrlich gsagt, hab i ghofft, dir mit derer Nachricht a Fraid zu bereitn“, brummt der Onkel ernst geworden in seinen Bart. „Sonst hätt’ i wohl kaum bis zu deim G’burtstag damit hinterm Berg g’halten.“

Wilhelm nickt nur. Er hat für sich beschlossen, sich diesen Augusttag nicht länger durch triste Gedanken trüben zu lassen. Es hilft eh nichts. So viel Schönes durfte er auf der Reise mit seinem Oheim sehen. Eine Oper hat er im markgräflichen Festspielhaus in Bayreuth besucht. Der Lichterglanz von den Kronleuchtern des barocken Theaters war selbst von den billigen Plätzen aus herrlich gewesen. Dann die Burgen auf den felsigen Bergen und die gemütlichen Dörfer, durch die sie auf ihrer Wanderschaft gekommen sind. Die Fachwerkhäuser hier erinnern ihn an das Elsaß, wo sein Bruder jetzt beim Offweilerer Onkel, dem Pfarrer Schimper, seine Sommerferien verbringt...

„Dei Fleiß in der Schul und deine Zensuren ham net vermuten lassen, dass dir so viel dran liegt“, bricht der Gatte seiner ältesten noch lebenden Tante entschuldigend das Schweigen zwischen ihnen. „Und Handwerk hat goldenen Boden.“

Also nicht mehr nur bei Brands wohnen und essen, sondern auch arbeiten, was er ohnehin schon die ganzen letzten Wochen über getan hatte, wenn er nicht gerade in der Schule war. Wenigstens sein Oheim macht sich offensichtlich Sorgen um sein Wohl. Vielleicht kommt dies auch von seiner Erfahrung als Ehegerichtsassessor, dass ihn das Schicksal eines mittellosen Scheidungskindes nicht kalt lässt. Wilhelm versucht, ihn dankbar anzulächeln, was ihm aber nur zaghaft gelingt. „Brands sind nette Leute“, ist im Moment alles, was er dazu sagen kann, und der Freiherr brummt zustimmend in seinen Bart.

Spätherbst 1818

Vorsichtig seine Kerze auf dem Nachtkästchen abstellend, setzt sich Wilhelm auf die Kante seines Bettes. Ächzend gibt der alte Matratzenrost unter seinem Gewicht nach. Unten in der Stube hört er seinen Meister mit der Meisterin streiten. Jedes Wort kann er verstehen, als sie schreit: „Na! Net mei kloane goldne Halsketten! Die is noch von meiner Urgroßmutter! I hab sonst koa andere als wie die zu meim Sonntagsputz. Du hast ja mit Deiner Werkstatt nie gnug verdient, um mir a nur a kloans goldnes Kreiz dazu zu schenka!“

„Versteh doch“, fleht Herr Brand, „i muss d’ Rechnung begleichen. Sonst verliern mir alles! – Und es is doch nur für a kurze Zeit. Mechaniker wern bald immer mehr gfragt sei, denn dene Dampfmaschine ghört die Zukunft. Sobald ich des Geld wieder hoab, hol i dei Ketten aus’m Leihhaus zruck.“

Frau Brand schluchzt. Wilhelm hört es, als sie unten über den Flur in die Küche geht. Den Geräuschen nach zu urteilen, scheint der Meister seiner Frau zu folgen. Die Stimmen werden leiser, aber Wilhelms Ohren bleibt es nicht verborgen, dass es dem Meister offenbar gelingt, seine Frau zu beruhigen. „Schau, i hoab zwölf Taler dafür kriagt. Des reicht, um alle Verlegenheiten zu bseitigen.“

„Du wirst des Geld nie wieder zsammekriagn! Und jeden Sonntag werd i mi jetzt fürchterlich schame, wenn i mim nackerten Hals in die Kirch gehn muss. Ma werd mi als sehr arm und runterkumme oschaun...“

Die Worte von unten werden undeutlich und Wilhelm kann ihren Sinn nur errahnen. Er hängt sich die Bettdecke über die Schultern, denn es ist nicht gerade mollig warm in seiner kleinen Dachkammer. Aber schlafenlegen will er sich noch nicht, solange seine Kerze Licht spendet, denn dazu ist er nicht müde genug. Und dies liegt zum Großteil daran, dass es in den letzten Wochen zu wenig Arbeit in der Werkstatt von Herrn Brand gab. Deshalb werden sicherlich auch seine Portionen beim Essen immer etwas kleiner – wie er sich jetzt nach diesem Streit denken kann. Die freundliche Frau Brand bemüht sich zwar, dies vor ihm zu verbergen, indem sie die Kartoffeln, den Kohl und die Bratwurst großzügig auf dem Teller verteilt, aber er hat es dennoch bemerkt. Schließlich steht er auch nicht mehr

so satt wie früher vom Tisch auf. Und der von schlechtem Gewissen geprägte Gesichtsausdruck der Hausfrau hindert ihn daran, um einen Nachschlag zu bitten. Schließlich will er den Kindern seiner Gastgeber nichts wegessen.

Die Schublade an seinem Nachtkästchen hat sich verklemmt. Ein Umschlagszipfel spitzelt heraus, woran Wilhelm bemerkt, dass jemand in seinen Briefen herumgeschnüffelt hat. Wie gut, dass er seinem Bruder das Alphabet nach dem Code Caesars geschickt hat, damit sie sich ihre persönlichsten Gedanken in Geheimschrift mitteilen können. Trotzdem ärgert es ihn gewaltig, denn die vielen Briefe seiner Freunde und früheren Klassenkameraden aus Mannheim sind unverschlüsselt, und Wilhelm hätte nicht übel Lust, vor lauter Wut das hölzerne Nachtkästchen einfach umzustößen. Stattdessen haut er gegen die Schublade, dass sie laut krachend wieder in ihr Fach hineinfährt. Der heiße, flüssige Talg um den Docht der Kerze verschüttet sich dadurch, spritzt schmerzhaft auf seine Hand und sein Zorn verwandelt sich in trotzige Tränen.

Einen Moment lang sitzt er mit aufeinander gepressten Lippen auf seiner Bettkante. Eigentlich wollte er an Karl schreiben, ihm und der Mutter für das Zeug für ein Paar neue Hosen danken; ihn fragen, was seine Fische im Neckar und im Kleinen Rhein machen; ob er viele Fische fängt, wie sie dabei an der Schnur gezupft haben, wo er sie fängt und mit was für einer Stange, Schnur und Haken, und welche er fängt, wenn's auch nur Schneider wären... Das Heimweh zwick in seinem Gemüt. Aber in Mannheim ist das Leben teuer und die Mutter kann sie nun einmal nicht beide satt kriegen. Achtzehn Kreuzer kostet das Brot dort! Dabei war es vorher noch teurer und es hat erst abgeschlagen, als man an zahlreichen Brunnen, auf dem Markt und der Gendarmerie mehrmals Briefe gefunden hatte, worin stand, sie wollten alle Scheuern anstecken, wenn's Brot nicht wohlfeiler würde. Offenkundig haben die Drohungen der Burschenschaften geholfen. Doch er kann hier nicht schreien und drohen, wenn's den anderen doch auch kaum besser geht als ihm...

Das Klopfen an seiner Kammertür lässt ihn aufschrecken und ehe er antworten kann, steckt Herr Brand verhalten lächelnd seinen Kopf herein.

„Entschuldige, Wilhelm, wenn i di stör. Aber i hab ghört, dass du no net schläfst“, beginnt der Mann stockend zu sprechen, tritt vollständig in den Raum und schließt hinter sich sorgfältig die Tür, bevor er sich wieder seinem Schützling zuwendet. „I hab was auf’m Herzen, das i net länger aufschiebn will. Und es is a besser, wenn du’s erfoahrst, bevor’s no schlimmer werd.“

Mit einem flauen Gefühl in der Magengegend, das etwas Unangenehmes ankündigt, konzentriert sich Wilhelm ganz auf seinen Meister, der sich ihm gegenüber auf dem Stuhl für seine abgelegten Kleider niederlässt. Mit ernster Miene fasst Herr Brand sein Anliegen in drei knappe Sätze, deren Worte für den Jüngling wie gefroren in der Luft zwischen ihnen hängen bleiben. Wilhelm blickt seinen Meister unverwandt an, als ob der Sinn der Rede seinen Verstand nie erreicht hätte: Er solle nicht denken, dass er nichts taugen würde. Nein, sie wären außerordentlich zufrieden mit ihm, hätten ihn mit dem größten Vergnügen behalten. Allein die Verhältnisse der Werkstatt wären so, dass es für sie selbst kaum reichen würde und sie wünschen ihm einen sichereren Platz, deshalb hätten sie ja auch kein Lehrgeld von ihm verlangt.

Wilhelm schluckt, obwohl sein Mund trocken wie Schmirgelpapier ist. Einzig ein „Danke“ verlässt krächzend seine Kehle, als Herr Brand ihm im Hinausgehen die schwere Hand auf die Schulter legt.

Lange liegt Wilhelm noch unter seinen hoffnungslosen Gedanken wach. Was soll jetzt aus ihm werden? Er muss zurück ins Haus der Großeltern. Am liebsten würde er jetzt sein Bündel packen und sich noch in dieser Nacht auf den Weg nach Hause, nach Mannheim, machen. Doch würde dies seiner Mutter wenig Freude bereiten.

Kapitel 2

Frühjahr 1820

„Nürnberg, zweiter April 1820. Liebe gute Mutter! Dein letzter Brief hat mich sehr gefreut. Ich sehe daraus, dass Ihr mir noch immer Mutter seid.“ Wilhelm stockt und taucht die Feder nachdenklich in sein Tintenfass. Sie hätte wahrhaft Grund genug, es nicht mehr sein zu wollen, so lange wie er schon von zuhause weg ist und so undankbar und aufmüpfig wie er sich in letzter Zeit gegen ihre Schwestern und deren Familien benommen hat. Aber er ist es leid, dass man seine Briefe liest, gleichgültig wer sie schickt, noch dazu bevor er sie selbst zu Gesicht bekommen hat! Er ist es leid, nach dem Sonntagskaffee wie der Ärmste der Bettler ein paar warme Kreuzer, begleitet von großmütigem Lächeln, in die Hand gedrückt zu bekommen! Und er ist es leid, die abgetragenen, geflickten Kleidungsstücke seiner Vettern zu tragen!

Wilhelm streift die überschüssige Tinte am Rand des Fasses ab. „Oh könnte ich Ihnen helfen, wie gern würde ich es tun. Aber vertraut auf Gott, denn er wird's besser machen.“ – Wie schlecht muss es der Mutter gehen, wenn sie sogar ihn um Geld anbettelt! Und zudem immer diese demütigende Bittstellerei bei der Familie. Seit die Großeltern gestorben sind, ist es nur noch schlimmer geworden. Da hilft einzig beten, um dies alles zu ertragen.

Wilhelm seufzt tief. „Bald werde ich in den Zustand kommen, liebe Mutter, Ihre Lage zu erleichtern. Bald werde ich Euch vielleicht wiedersehen. Auch, liebe Mutter, bitte ich Euch, seid so gut und schickt mir das Konfirmationsbüchlein, welches ich schrieb. Denn mir bringt es auf jeden Fall mehr Nutzen als Euch. Besonders jetzt, da ich in einem Stand bin, wo ich mich besonders zusammenhalten muss, dass ich brav bleibe.“ Ja, er will sich bemühen, er will sich

wirklich bemühen, alle Erniedrigungen seiner Tanten mit Anstand zu schlucken.

„Was macht denn mein guter Karl?“ Sein Bruder wird sicherlich auch nicht engelsgleich sein. Warum ist eigentlich immer er, der Georg Wilhelm, bei allen das schwarze Schaf der Familie? Liegt es daran, dass er seinem Vater ähnlicher sieht als der Karl? Aber muss er ihm deshalb auch in dessen liederlichem Charakter gleichen? „Die Lehren in Eurem lieben Brief will ich, beste Mutter, pünktlich befolgen.“ – Ach, es nützt alles nichts. Er muss der Mutter etwas Erfreuliches schreiben, damit sie sich nicht länger um ihn sorgt und, bei ihrem angegriffenen Gemütszustand, wegen ihm plagt. „Oh beste, teure Mutter! Ich bin so vergnügt, so glücklich, Ihr glaubt es nicht. Ich habe so ein artiges Kämmerlein, dass ich mit einem Fürstensaal nicht tausche. Ja, Mutter, ich schätze mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Ihr verlangt zu wissen, ob die Pegnitz groß gewesen ist? Ja, so ziemlich, doch kann sie nicht viel Schaden tun. Im Fischbach kann ich nicht ersaufen, denn an der breitesten Stelle kann ich darüber laufen, und an der tiefsten geht er mir gerade bis zum Popo. Um vier Uhr in der Frühe, da stehe ich auf. Oft wird es fünf, oft sechs im Winter, je nachdem wie wir Arbeiten haben. Um neun Uhr abends bin ich gewöhnlich gar, doch dauerts oft auch länger. Das Erste in der Frühe ist, dass ich einen Blick zu Gott tue, dann geht das Jubeln und Singen an. Während diesem ziehe ich mich an, dann gehe ich in die Werkstatt nüber, mache die Läden auf und fange an zu arbeiten. Dann um halb sieben trinke ich Kaffee, um zwölf Uhr esse ich, um drei Uhr trinke ich Kaffee, um sieben bis acht esse ich zu nacht, dann arbeite ich noch so lange ich will und mag. Zu den Tanten komme ich Sonntag nach Tisch. Herr von Hallers Bruder ist tot. Er selbst darum in München. Schickt mir sobald als möglich das schon oben genannte. Es bittet darum – Ihr Sohn Schimper junior. – Schreibt bald und schickt das.“

Wenn beten nichts nützt, vielleicht kann er dann aus seinen nächsten Kreuzern etwas mehr Geld beim Kartenspiel im Wirtshaus machen, auch wenn's verboten ist.

Sommer 1820

Die Drehbank surrt unter dem gleichmäßigen Tritt seines Fußes auf das Kippedal. Bis in seine goldgelockten Haare sind die von seinen Werkstücken abgedrechselten Fichtenspäne geflogen. Wilhelm singt die Verse vor sich hin, die erst seit kurzem eine eingängige Melodie erhalten haben und die besonders von den jungen Leuten in den Wirtsstuben immer gerne geträllert werden:

*„Die Gedanken sind frei
Wer kann sie erraten?
Sie fliehen vorbei
Wie nächtliche Schatten;
Kein Mensch kann sie wissen,
Kein Kerker verschließen
Wer weiß, was es sei?
Die Gedanken sind frei.“*

Das in das gusseiserne Futter eingespannte, kantige Stück Holz ist nun schon das fünfte, das unter seinen Händen zu einem perfekt geformten Türgriff für einen schicken Landauer hätte werden können – wenn es denn aus Messing wäre. Er sieht zu seinem Meister hinüber, der an der großen, vom Wasserrad angetriebenen Drehbank arbeitet. Nach einem Moment verstummt bei Meister Beil das Sirren der Maschine, als der den Antriebsriemen mit der Gabel vom Rad hebt, den Schlitten mit dem Drehmeisel zur Seite schiebt und das fertige Werkstück aus dem Drei-Backen-Futter nimmt. Prüfend misst er das goldglänzende Messing mit der Schieblehre nach und nickt zufrieden vor sich hin. Eine weitere Zierkappe für das Achsende an der Radnabe oder am Gelenkende des Verdeckrahmens einer eleganten Kutsche ist vollendet und der Meister legt sie, nachdem er sie noch einmal mit einem wollenen Lappen poliert und von den Ölresten der Kühlung während des Drechselns gesäubert hat, in den Korb neben seiner Drehbank.

„Du muascht heut Abend nach'm Kehren noch die Säck mit dena Metallspän zum Gießer bringa“, sagt er dabei beiläufig. „Aber lass' di beim Wieg'n net von ihm bscheißn.“

Jetzt wäre für Wilhelm der rechte Augenblick, um seinen Meister davon zu überzeugen, dass er die Technik des Messingdrehsels genügend beherrscht. Doch ehe Wilhelm seinen Mund zu der Frage öffnen kann, ob er nun die Werkbank wechseln dürfe, erteilt ihm der Meister den Auftrag, noch weiter zu üben, während er sein Pfeifchen anzündet und sich auf den Weg zum Aborthäuschen macht. Missmutig greift Wilhelm nach dem nächsten kantigen, hölzernen Rohling und spannt ihn ein. Von draußen hört man das Rauschen der Pegnitz und das gleichmäßige Klacken des moosbewachsenen Wasserrades, das die Antriebswellen an der Werkstattdecke und die hölzernen Zahnräder unaufhörlich weiterdreht. Das nasse Holz der ineinandergreifenden Zapfen knarzt und ein frischer Hauch des Flusswassers weht in das schwüle, kleine Fachwerkgebäude mit den weitgeöffneten, staubigen Fenstern. Wilhelm verharrt und zieht mit geschlossenen Augen die Kühle in einem tiefen Atemzug durch seine Nase in die Lungen. Dann blickt er um sich in die noch nicht geschlossenen Kisten mit den gestern auf Bestellung eines Gasthauses gefertigten Zinndeckeln für Maßkrüge, zinnernen Tischleuchtern und Tellern. Er kann durchaus mit sich zufrieden sein. Auch wenn er bisweilen mit unsinnigen Arbeiten beschäftigt wird, so hat er doch bereits genug gelernt, um sich nicht vor Onkel und Tanten verstecken zu müssen. Fröhlich stimmt er die nächste Strophe des Liedes an und grinst dabei schelmisch seine Auflehnung vor sich hin.

*„Ich werde gewiss
Mich niemals beschweren,
Will man mir bald dies,
Bald jenes verwehren;
Ich kann ja im Herzen
Stets lachen und scherzen;
Es bleibt dabei:
Die Gedanken sind frei!“*

„Also guat!“, kommentiert Herr Beil, der währenddessen in die Werkstatt zurückgekommen ist, den Gesang seines Lehrbuben lachend. „I hab dein Wink mit’m Zaunpfahl verstandn! Du derfst jetzt

Messing drehsehn. Aber bass dabei auf die fliegendn Metallspän auf!“

„Aber immer doch!“, ruft Wilhelm aus, springt zu seinem Meister hinüber und spannt das passende Messingstück für eine Türklinke ein.

Aufmerksam beobachtet Herr Beil jeden seiner Handgriffe über dessen knochige Schultern hinweg. „Und denk dro: Je härter des Material, je flacher der Schnittwinkel. Und vor allem: Je langsamer muass die Maschin laufa!“

„Langsam, Wilhelm! Langsam“, mahnt der Meister nochmals, als der junge Lehrling in seinem Übermut den Lederriemen auf das falsche Antriebsrad der Drechselbank legen will. Seine Ohren glühen dunkelrot, als er den Schlitten mit dem stählernen Drehmeissel an seinem ersten Werkstück aus Messing entlangzieht.

November 1820

Noch ein Jahr, dann wird er seine Lehre hier als Drechsler beendet haben und nach Hause zurückkehren! Noch ein Jahr, dann wird er endlich wieder seine Mutter in die Arme schließen können und keiner von den Furtenbachs wird ihm mehr vorschreiben, was er zu tun und zu lassen habe! Keine Frage, er dankt es seinem Oheim Freiherr Haller von Hallerstein sehr, dass der die einhundert Goldflorin Lehrgeld für ihn an Herrn Beil bezahlt hat. Mit seinem erworbenen Können, um dessen Vervollkommnung er sich hier bei seinem noch jungen Meister sehr bemüht, wird er in Mannheim sicherlich eine gute Anstellung als Geselle finden und sein Leben nach eigenem Gutdünken ausrichten können.

Wilhelm liegt ausgestreckt auf seinem Bett, das er der Länge nach nun beinahe ganz ausfüllt, und verschränkt mit zufriedenem Lächeln um die vollen Lippen seine Arme hinter seinem Kopf. Er genießt die Ruhe im Haus nach dem Kirchgang in der Früh und dem darauf folgenden reichlichen Mittagmahl. Der kleine Ofen in der Ecke summt fröhlich, angefacht durch die Hitze des Feuers in seinem Innern, und strahlt kraftvoll seine Wärme ab, seit der Jüngling ein frisches Holzschett nachgelegt hat. Durch das Wolkenglasfens-

ter scheint passend zum heutigen Wochentag die Sonne und Wilhelm blickt auf den schrägen Schatten des Fensterkreuzes und der gehäkelten Gardine an der gegenüberliegenden Wand. Dann wandern seine Augen auf die Zeichnungen der griechischen Götter und die Schmetterlingssammlung, die ihm sein Bruder zur Verschönerung seiner Kammer vor zwei Jahren geschickt hatte. Fast ist ihm, als ob das strahlende Licht die bunten Schmetterlinge, die akkurat in dem Holzkästchen aufgereiht sind, gerade wieder zum Leben erweckt. Damals wollte Karl seine Studien aufstecken und gemeinsam mit ihm die Drechslerlehre beginnen, nur um wieder mit dem Bruder vereint zu sein. Der Wunsch ihres Pfarronkels, dass Karl sich auf das Theologiestudium vorbereiten möge, hat ihn nicht gerade von ihrer gemeinsam ausgeheckten Idee abbringen können. Nur mit Mühe gelang es der Mutter, ihn in Mannheim zu halten. – Ach, Mutter! – Nach den Briefen aus Mannheim zu schließen, gibt es oft genug Grund, sich um ihre Gesundheit zu sorgen. Die Schwermut hält, besonders jetzt nach dem Tod der Großeltern im vergangenen Jahr, regelmäßig Einzug in ihr Gemüt und bessert sich durch die ohnedies geringen und oft verspäteten Anweisungen der Alimente des Vaters aus Russland natürlich nicht. – Der Vater – oh, wie er ihm zürnt! Er ist mit Sicherheit der Schuldige an all ihrem Ungemach und ihrer Not! Auch wenn Mutter dem Kometenjahr von 1811 ihr ganzes Unglück zuschreibt. Gewiss, danach begannen schwere Zeiten. Im darauffolgenden Jahr sahen sein Bruder und er unter ihren Fenstern in Mannheim fremde Soldaten marschieren. Franzosen, die nach Russland in den Krieg zogen. Und sie sahen, wie der Bäcker aus der Nachbarschaft, genau wie alle anderen, wiederholt ungeheure Quantitäten von Zwieback für das französische Kriegsheer in der Ferne liefern musste. Der Sieg blieb aus und die Armee Napoleons floh zurück über den Rhein. Zahllose Freudenfeuer auf den Kämmen entlang der Erhebungen der Haardt und des Odenwaldes kündeten vom Ausgang der Völkerschlacht bei Leipzig. Die häufigen Truppenaufmärsche in jenen Tagen drückten ganz Mannheim nieder. Dann die Hungersnot auf das Jahr ohne Sommer, als von April bis September 1816 ein Regen-, Graupel- oder Schneeschauer den nächsten jagte... da hätte der Vater an Mutters Seite

bleiben müssen, um für seine Familie zu sorgen. Aber der Herr Papa hat sie verlassen, um sein Glück in Russland zu suchen!

Wilhelm erhebt sich schwungvoll von seinem Bett, geht mit schlaksigem Gang hinüber zu seinem Schreibtisch. Er schiebt seine Zeichnungen von Fischen und Kräutern, die die Schreibfläche übersäen, beiseite und öffnet die Lade neben dem so entstandenen Papierstapel. Eines seiner Halstücher darin birgt seine wertvollsten Schätze. Mit seinen Fingern ertastet er seine kleinen Werkstücke aus Zinn, Messing und Horn, die er Mutter und Karl schenken will, sobald er heimgekehrt sein wird. Ein Kerzenleuchter und seine erste Arbeit: ein Satz Hornknöpfe für eine Joppe. Besonders stolz ist er auf eine ovale Kamee ganz aus Elfenbein mit einer Anstecknadel aus Messing auf der Rückseite. Unter dem Tuch hält er die letzten Briefe seines Bruders und seiner Kameraden aus Mannheim versteckt. Wie schon so oft in den vergangenen Wochen und Monaten holt er sie hervor, um sich von ihrem Inhalt fesseln zu lassen. Es sind die politischen Hintergründe der Ermordung des Mannheimer Lustspieldichters und russischen Kuriers August von Kotzebue sowie die Hinrichtung seines Attentäters, des Studenten Karl Ludwig Sand, die ihn am meisten beschäftigen. Bei der momentan neu forcierten Unterdrückung der Burschenschaften und Studenten im Land hätte es durchaus auch seinem Bruder schaden können, dass der am damaligen Nachmittag vor mehr als eineinhalb Jahren zufällig zugegen war, als Sand direkt nach seinem Attentat aus dem Kotzebueschen Hause gestürzt kam. Die Ablösungswache zog gerade auf der Straße vorbei und der Theologiestudent verzweifelte bei dem schrillen Entsetzensgeschrei aus dem Haus wohl darüber, weil er glaubte, nun nicht mehr entkommen zu können, und gab sich vor Karls Augen selbst den Stich in die Brust. Karl sah den gerade erst Dreiundzwanzigjährigen neben dem trockenen Rinnstein zu Boden sinken und stand dichtest dabei, während der Gefreite den Bewusstlosen aufhob, ihn durch Wangenstreiche wiederbelebte und dessen Dolch sowie seine Brieftasche aus rotem Leder an sich nahm. Sand hatte langes blondes Haar und trug den schwarzen deutschen Rock, wie die meisten Studenten, beschreibt Karl ihn in seinem Brief.

Ein junger Mann, der ihr Bruder hätte sein können. Was trieb ihn zu einer solch ungeheuerlichen Tat? Er galt als fleißiger und

vorbildlicher Student und zutiefst gläubiger Christ! Kotzebue war zweifellos kein Heiliger. Er lieferte den mit Metternich verbündeten Russen Informationen – Vaterlandsverräter nannte man ihn hinter vorgehaltener Hand, denn die Freiheit des Volkes wurde zunehmend wieder beschnitten. Sand vertrat, wie sie alle, die Ideen der Französischen Revolution, von Freiheit, Demokratie und nationaler Einheit. Aber den Unseligen deshalb gleich erdolchen? Für Metternich und die Konservativen bedeutete diese Tat nur Wasser auf ihre Mühlen. Nun werden die Universitäten erst recht überwacht, Lehrer entlassen, Burschenschaften verboten, per Pressegesetz alles Gedruckte zensiert, weil man es in Russland so will. Gerade acht Jahre alt, hatte er selbst einst an Karls Seite miterlebt, als im November 1812 die ersten hinter den Truppen Napoleons herjagenden Kosaken auf dem Mannheimer Speisemarkt stundenlang rasteten. Bärtige, fremde Männer mit pelzigen Mützen, riesenhaften Lanzen und kleinen Pferden. Sie taten freundlich und gewannen das Zutrauen der neugierigen Kinder, die sie, wie auch er, mit großen Augen bestaunten. Das waren ereignisreiche Zeiten: Die Mannheimer Bürgermiliz hatte zuvor die fliegende Brücke in der Mitte des Rheins unter der Bedingung, dass die Stadt nicht bombardiert werden dürfe, an das französische Militär übergeben, das von der Rheinschanze her entgegenkam, um sie zu besetzen. Die Verbindung zur Schanze wäre ohnehin nicht mehr zu halten gewesen. Die Mannheimer führten die Franzosen hinüber und kamen auf Kähnen zurück. Karl und er hatten es vom Schlossgartendamm aus beobachtet. Dass es nur auf wenige Wochen war und schließlich eine feste Schiffbrücke folgen würde, ahnte niemand. In der Neujahrsnacht war der Rheinübergang unter der kühnen Leitung der Mannheimer Schiffer von der Neckarmündung aus – dort wo der Frankenthaler Kanal anfängt – erzwungen und die Schanze der Franzosen am Friesenheimer Walde erstürmt worden.

Wilhelm verharrt einen Moment und lauscht in sich hinein. Noch immer kann er im Geiste den dumpfen Kanonendonner hören, der sie, so weit in der Stadt, nach Mitternacht weckte und er sieht noch immer die merkwürdigen blitzenden Lichtschimmer, die am dunklen, dicht bewölkten Nachthimmel halbhoch aus Nordosten dahinflogen. Der nächste Morgen war in der Frühe nicht nur vom Pulver-

dampf in der Ferne neblig. Es war eisig und nachdem die Sonne die letzten tiefhängenden Nebelschleier aufgesogen hatte, war alles von Reif überzogen. Seinen Vater, die Mutter, den Karl und ihn trieb es an diesem Neujahrmorgen 1814 auf den Paradeplatz, wo das siegreiche russische Armeecorps der Koalitionsarmee Blüchers die erbeuteten Waffen in langen Reihen zwischen Kaufhaus und dem hohen Brunnenbau in schönster Ordnung auf den schneelosen Boden niedergelegt hatte. Das war ein still staunendes Betrachten! Wer hat je eine derart dicht gedrängte Menge im eifrigen und doch nur halblauten Gespräch gesehen, gebannt von der tiefen Gewalt und des Ernstes dieser neuen Zeit? – Und dann der Gegensatz hierzu, der zu Mannheim gleich im Jahr darauf zu beobachten war! Es war an einem sonnenhellen Juninachmittag, als diese sonst ruhige Stadt in ungeheure Bewegung geriet: Männer, da und dort und dort und da, eilten aufeinander zu, sobald sie einander ansichtig wurden, und umarmten sich heftig! Soweit das Auge reichte, in der Breiten Straße vom Schloss bis zum Neckartor hinab, waren nichts als jubelnde Menschen zu sehen! Aus allen Häusern, aus allen Stockwerken unten und oben, hörte man es gegen alle Ordnung schießen! Nein, nicht polizeiwidrig! Denn die Behörde selbst hatte auf die Schnelle bekannt gemacht, dass jeder Ausdruck der Freude gestattet sei! Wie viele längst in Stille als wertgehaltenes Andenken ruhenden Waffen kamen da zum Vorschein und knallten mit zum Jubel der Freudetrunkenen? Die Nachricht vom Siege bei Waterloo war eingetroffen! Napoleon, die Völkergeißel war gefallen! Für immer! – Heute leiden sie unter der Willkür anderer Machthaber und ihres Polizeistaates...

Da ist er ja, der Brief, nach dem er gesucht hatte! – Mit dem entfalteten Briefbogen seines treuen Freundes, des Sohnes der Gerberei Hummel, mit dem er früher die verwegesten Kahnfahrten auf dem Kleinen Rhein unternommen hatte, tritt Wilhelm ans Fenster. Eine Wolke hat sich vor die Sonne geschoben, und er braucht mehr Licht, um die enge Schrift Heiners besser entziffern zu können. „...*Diesen Tag im Mai werde ich nie vergessen! Das Schafott am Heidelberger Tor, die schluchzenden Frauen und Mädchen, überaus ergriffene Männer. Überall in der Menschenmenge sah man mitgebrachte Blumen und Trauerweidenzweige. Und als der Kopf von Sand durch*